

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Carl Bolle: Wendische Dämonen.

jeder vor geweihten Stätten empfand, zu benutzen, falls ein Feind die Stadt angreifen sollte. Wäre die Mauer über den Lustgarten gegangen, so wäre diese Erwähnung der Klostermauer vollkommen zwecklos, da das Kloster dann die Stadtmauer gar nicht berührt hätte, wie auch auf dem schon genannten Schmidt'schen Plane zu ersehen ist. Für uns spricht auch in der Abtretungsurkunde der Ausdruck „Winkel“; mit Winkel würde man das geräumige Terrain zwischen Lange Brücke und Kaiser Wilhelm-Brücke nicht bezeichnet haben; wohl aber ist das abgetretene Stück innerhalb der Mauer ein Winkel, wenn dieselbe beim runden Turm an der Spree geendigt hat. Das Wort „dartho“ scheidet ganz klar zwischen diesem Winkel diesseit der Stadtmauer und dem Werder jenseit derselben, dem eigentlichen Bauplatze. Vollkommen zwecklos und unerheblich aber wäre eine Abtretung des Werders gewesen, wenn die Mauer bei der Kaiser Wilhelm-Brücke geendigt hätte, d. h. der Bauplatz innerhalb derselben gelegen hätte. Das Stück Stadtmauer von der Spree bis an das Kloster aber musste abgetreten werden, um eine Verbindung beider Teile möglich zu machen.

Endlich bildet noch einen weiteren Beweis für unsere Annahme die Lage des von dem Abt von Lehnin dem Kurfürsten abgetretenen Hauses und Hofes. Dieselben lagen bei der Mauer dem Kloster gegenüber an der Spree,¹⁾ also auf dem Schlossplatze, ebenfalls an die Mauer angebaut; wäre die Mauer über den Lustgarten gegangen, so hätte diese Besetzung nicht dem Kloster gegenüber liegen können, sondern hätte auf dem unbebauten Werder gelegen, was wohl nicht gut denkbar ist.

Alle diese Beweise geben uns demnach wohl das Recht, die Behauptung aufrecht zu erhalten: Die älteste Kölnische Stadtmauer ging über den Schlossplatz und endigte bei dem Rundturme, der sich am Ufer der Spree zwischen der Langen Brücke und dem heutigen königlichen Schlosse erhob.

Wendische Dämonen.

Von Carl Bolle.

Es giebt eine Anschauung, die in dem was man Aberglauben nennt, nur krasse und verderbliche Selbsttäuschung, von der es eine Wohlthat ist, die darin Befangenen zu befreien, erblicken will; es giebt eine andere, welche jenem Begriff tiefere Bedeutung zugesteht und ihn mit psychologischen und anthropologischen Wechselwirkungen umfassendster Tragweite in Rapport setzt. Aberglaube ist die Poesie des Lebens, hat Göthe gesagt; er hätte hinzusetzen dürfen: des Lebens, das an einfachere Bedingungen gefesselt, den Idealen höherer Bildungsstufen fernbleibt.

¹⁾ Urkunde vom 18. März 1443 bei Riedel, Codex dipl. Brand. A. X. p. 277.

War der Aberglaube wirklich einmal so mächtig, und was zugestanden werden muss, so bösartiger Natur, dass es der Mühe lohnte, ihn mit den Waffen eines Thomasius zu bekämpfen, so trösten wir uns mit der Gewissheit: jene Zeiten sind, was unser Vaterland betrifft, längst vorüber. Was von solchen dunklen, zumeist der Nachtseite des menschlichen Fassungsvermögens abgelauschten Wahrnehmungen blieb, ist schwacher Nachklang, melodisch leicht vertönende Erinnerung an oft sehr frühe Dinge und Zustände, in denen Wildheit und Kultur, diese noch heut nebeneinander fortbestehenden Gegensätze, in ganz anderer Weise als gegenwärtig sich mischten. Es ist dies ein oft zerrissener, immer aber sich wiederanknüpfender Ariadnefaden, zurückleitend in die Urzeit der Vorväter und bei welchem die moderne Forschung jetzt vorzugsweise und so fruchtbringend zu verweilen liebt.

Einen hervorragenden Bestandteil dieses sogenannten Aberglaubens bildet die Lehre von den Dämonen, sagen wir lieber: das Wissenwollen von ihnen, das Bevölkern der Natur und ihrer Elemente, selbst noch zu einer Zeit die das Wort „Element“ zu einem Anachronismus gemacht hat, mit dem Geheimnisvollen und Übernatürlichen, dem vermöge unserer Sinne nur ausnahmsweise vielleicht Wahrnehmbaren.

Die Kindheit, sei es diejenige der Völker- und Volksstämme, sei es die der Individuen, hängt am innigsten an solchen jetzt mehr und mehr verblassenden Bildern. Man muss sich beeilen, und man beeilt sich in der That fast überall, sie als schwerwiegend und für die Wissenschaft hochbedeutsam zu fixieren. Erfahrung hat gelehrt, dass man ihnen, trotz ihrer Allgegenwart, am besten nachspürt in entlegenen, lange dem Fortschritt der Kultur verschlossen gebliebenen Winkeln. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus heut einmal was bei den Resten des polabischen Wendenvolks in der Lausitz, den Nachkommen jener Luitizer oder Wilzen, einst Herren des Bodens den wir bewohnen, von solchen Wahngewürden übrig geblieben ist.

Wir verlassen damit durchaus nicht die märkische Scholle, ja kaum Berlin und seine Umgebung; denn selbst hier in dem Glanze höchstgesteigerter Civilisation, sind die Wurzeln des einst vorhängnisvoll abgehauenen Baumes hie und da lebendig geblieben. Sie treiben ihre unterirdischen Sprossen durch Schutt und Humus der Jahrhunderte, noch bisweilen erkennbar in der Saftmischung des zum gigantischen Stamm emporgewachsenen Edelreises, welches grössere Energie des Germanentums dem slavischen Wildling gewaltsam eingepflegt hat.

So hat ja auch der Fluss, welcher unsere Mauern bespült, seinen Ursprung bei zur Stunde noch andersredenden Leuten. Ist es zu verwundern, wenn der Dunst seines Wassers blutsverwandte Traditionen wach erhält, wenn seiner Strömung, gleich flutenden Rohrinseln, auch Fragmente des einst Gewesenen und Geglaubten immer und immer wieder uns zuführt? In der Redeweise des Berliners blitzen hie und da Worte auf, die den meisten unbewusst, wilzisch geblieben sind. Auf unseren elegantesten Promenaden, im Schatten unserer Lusthaine wandelt oder sitzt zahlreich die wendische Amme, in bunter Tracht und blendend weissem Kopftuch. Der Säugling aus der Rasse der Sieger zieht erste Lebenssäfte aus Brüsten, die den Vertreterinnen

der Überwundenen und lange Verfolgten angehören. Es ist dies, wie wir alle wissen, eine Reichtum und Vornehmheit voraussetzende, ganz aristokratisch zu nennende Erscheinung der Domesticität.

Auch jene geisterhaften Gestalten, die uns aus dem leider so gelichteten Dunkel des Spreewalds entgegentreten, haben Glauben, und fast möchte ich sagen, stillen Kultus in unserer Nähe gehabt. Wie am Koboldsee und an der Bullgrube, hat es von ihres Gleichen gewimmelt an den jetzt modern gewordenen Teichen von Weissensee und Tempelhof, auf den Havelbergen, im Grunewald und in der Jungfernhaide. Es dürfte nicht lange her sein, dass man vor ihnen innerhalb der Bannmeile, selbst der Mauern Berlins geschauert, ja, sprechen wir das gute Wort dreist aus, sich „gegrault“ hat.

Zu weit würde es führen, versuchten wir an dieser Stelle auf den Ursprung des Dämonenglaubens mehr als ganz flüchtig einzugehen. So altersgrau verliert er sich in die fernste Nacht der Zeiten, so trotzig und unausrottbar tritt er uns andererseits noch in der Gegenwart unter die Augen, dass wir mit ihm zu rechnen haben als mit einem unabwendbar objektiv Gegebenen. Ist er nicht, den Religionen gegenüber, die Götterdämmerung des Beginnens, wie Zweifel und Verneinen und wiederum das Auftauchen neuer spiritistischer Schemen die Götterdämmerung von deren Niedergang bilden? Von dem Rosenschein der Poesie verklärt und von ihm durchgeistigt, öffnen sich für so märchenhafte Spiegelungen auch die ältesten, lange verschlossen geglaubten Pforten und lassen sie uns schauen in volkstümlicher Weise; nur muss die Psyche in der sie Einlass begehren, atavistisch genug besaitet sein, um sich für ihre wollüstigen Schauer empfänglich zu fühlen.

So bekunden diese frühen Gebilde der Einbildungskraft eine unendliche Lebenszähigkeit und selbst Hochgebildete bekennen zuletzt: es ist süß, einmal wenigstens an ihre luftigen Fabeln geglaubt, sich gesonnt zu haben an dem schillernden Strahl ihrer lieblichen Unmöglichkeiten. Es ist dem über solches Hinausgewachsenen nicht minder ein köstlicher und lebenslanger Nachgeschmack auf der Zunge, sich an sie zu erinnern.

Das gilt so gut für den einzelnen Menschen wie für die Nation, ja es gilt für die gesammte Menschheit; diese kann den Pantheismus nun und nimmer ganz los werden. Das Auge des Naturmenschen scheint eine ahnungsreiche, in die Unendlichkeit hinaus sich fortspinnende, seherhafte Schaukraft besessen zu haben, die dem Civilisierten verloren gegangen, trotzdem aber lieb geblieben ist. Hat dies jenen vielleicht dafür entschädigt, dass er von den Weltweiten nichts wusste, welche die Hilfsmittel der Mechanik, welche Teleskop und Mikroskop uns erschlossen haben? Was wusste er in der That von den Gestirnen und ihren Rotationen? Was von jenem entsetzlichen Pandämonium, das von dem Oidium, der Blut- und Reblaus beginnend, in den Abgrund der kleinsten und allerkleinsten Unholde, zu den Trichinen, Vibrillen und Bakterien hinabsteigt? Selbst die ihn umringende Thier- und Pflanzenwelt verstand sein in anderer Hinsicht so luchscharfes Auge bei weitem nicht mit der systematisierenden Genauigkeit unserer heutigen Naturkunde zu sondern und zu zergliedern. Aber Luft, Erde und Wasser um ihn

herum waren voller Bedrohlichkeiten, mitunter auch voller Freundlichkeit, die personifiziert sein wollten.

Dies war das Feld auf dem die dem Volke von jeher innewohnende dichterische Begabung ihre Bethätigung suchte. Naturkräfte auf der einen, die rein menschliche Lust am Fabulieren auf anderer Seite, dazu noch ein drittes Moment, die Unlust an der Prosa des Werktagslebens und das sich Emporringen zum Ideal: hier war ohne Zweifel der Ursprung des Dämonenglaubens, der älter ist als alle Mythologien, zugleich aber auch jünger, denn er überlebt jene um Jahrtausende und flicht seine gaukelnde Guirlande, seine lange Prozession anthropomorpher Gestalten um Altäre auf denen man opfert und um Altäre, die langsam in den Staub sinken.

Im Spreewald wollen wir die wendischen Dämonen aufsuchen, obwohl sie auch weiter hinauf am Ursprung der Spreegewässer bis zu den höchsten Basaltkuppen der Oberlausitz hin ihren Wohnsitz haben. Wir thun es, weil eben der Spreewald lange Zeit hindurch ein besonders eigenartiges Gepräge sich zu erhalten gewusst hat. Natur und Menschentum sind hier absonderlich geblieben, so dass sie reden und lehren können von Dingen über die andere Gegenden kaum mehr Auskunft geben.

Es kommt aber noch ein Beweggrund von Wichtigkeit hinzu.

Der Spreewald hat für das hier in Rede stehende Gebiet den begabtesten und fleissigsten Beobachter aufzuweisen. Ein verständnisvolles Künstlerauge hat voller Liebe und voller Eifer jahrelang auf dieser Sumpflandschaft geruht, hat in Wort und Bild daselbst aufgezeichnet was dem Volksgeist noch abzulauschen, was von verklingender Sage noch zu retten war. Wie der Botaniker auf vieljährigen Wanderungen innerhalb enggezogener Grenzen eine Pflanze und einen Pflanzenstandort zum anderen gesellend, endlich das vollständige Bild einer Flora zu Stande bringt, so hat in ähnlicher Sphäre ein rastlos sich mühender Geist das geschaffen und grossenteils veröffentlicht, was mit Recht eine Dämonenfauna des Spreewalds genannt werden darf.

Dieser verdienstvolle Forscher, dessen Namen ich als den eines Freundes mit Stolz und Sympathie zugleich ausspreche, ist Wilibald von Schulenburg. Sein Buch „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald“ hat zahlreiche und dankbare Leser gefunden. Diesem hat er ein zweites verwandten Inhalts unter dem Titel: „Wendisches Volkstum“ folgen lassen. Seine Führerschaft ist es, die ich hier in Anspruch nehme, und der ich mich anschliessen will, wie ich mehr als einmal seiner persönlichen Leitung an Ort und Stelle nachtreten durfte, so oft es mir vergönnt gewesen war, den Spreewald zu besuchen und mit seinen Bewohnern in Berührung zu kommen. Wenn die Bahnbrecher deutscher Altertumskunde, die Gebrüder Grimm, die Veröffentlichung von Schulenburgs Schriften erlebt hätten, würden sie ihm, als einem ebenbürtigen Geistesverwandten, freudig die Hände gereicht haben.

Der Spreewald, jener urwüchsige, jetzt leider stark abgeholzte, aber immer noch schöne und grossartige Sumpfforst mit den traulichen, überall zerstreuten Heimstätten einsam lebender und dennoch so geselligen Menschen, wie gross ist doch seine Anziehungskraft! Mag ihn an der Natur verübter

Vandalismus noch so sehr geschädigt haben, er bleibt trotzdem das Juwel unter den Landschaftsbildern unseres norddeutschen Flachlandes. Trotz allen Wüthens der Axt haben hier wenigstens die Wasserläufe ihren zum Teil gigantischen Baumwuchs bewahrt. Von fernher gesehen, rücken diese Galerien von Grün eng aneinander und der gern der Illusion sich hingebende Blick zaubert uns mit Leichtigkeit wieder in die Mitte einer noch jungfräulichen Waldszenerie zurück. Und nun die hunderte von Rinnsalen des um tausende kleiner Flussinseln herum sich spaltenden und diese umspülenden Spreestroms, in denen Eiche, Erle und Esche, Faulbaum und Lorbeerweide sich spiegeln — unter ihrem Laub die echt slavischen Blockhäuser mit bemoosten Schilfdächern, deren Isolierung von einander ihren Insassen die unvertilgbare Vornehmheit des auf eigener Hufe allein Wohnenden erhalten hat. Dazu der Klang einer dem Ohr des Deutschen fremd lautenden, aber wohlklingenden Sprache, der eine zweite, die unsrige, sich zugesellend, den Übelstand des Unverständenseins wegnimmt. Was bedarf es mehr um den Wanderer, der hier ein wassergetragener Fahrgast wird, zu bezaubern?

Nicht immer standen dort, wie jetzt, Gasthöfe mit komfortabler Einrichtung. Wie wild verwachsen lagen noch vor wenigen Jahrzehnten, namentlich zu Anfang des Jahrhunderts, diese Grenzgebiete zwischen Sachsen und Preussen! Sie hatten in ihren tiefen Sümpfen, im Dunkel ihrer Haine, einst den Resten eines zertretenen und geächteten Volksstammes zum Asyl gedient. Warum sollten nicht auch die Dämonen, gleichfalls Zurückweichende und Verfolgte, hier eine Zufluchtstätte haben? Warum sollte nicht auch der Geisterwelt jene Herberge der Wüste frommen, die dem Elenn und dem Auerochsen hier bis ins 17. Jahrhundert hinein das Dasein hatte fristen helfen und die, länger noch, Wald und Fenn mit dem Natternzischen ungeheurer Schlangen erfüllte?! Und in der That, ein Heim der Dämonen oder Elementargeister und Spukgestalten ist der Spreewald geblieben fast bis auf den gegenwärtigen Tag, wie er ein Heim blieb der Rohrdommel und des Birkhuhns. Aus seinen mit Schilf gedeckten Hütten hatte einst der tippige Hof der Kurfürsten zu Dresden sich die Kräuterweiber und Hexen zu holen beliebt, wenn es galt, Liebeszauber zu knüpfen oder zu lösen. An dieser Stelle waren die Dämonen jederzeit zu Haus.

Wir sind arisch, antworteten sie dem, der sie frug: ob germanisch oder slavisch; unsere Geburtsstätte lag im alten Urlande hinter den Schneebergen des Himalaya. Oder aber: Wir gehören der Menschheit an, wenn man Nachdruck darauf legen wollte, wie sehr der Feldteufel Lilith, semitischer Tradition, der Pschesponiza und diese wieder einer alternden Demeter gleicht. Lieber noch als der Harz voll düsterer Tannen, mit seinem hexenumtanzten Brockengipfel, lieber noch als alle Zauberwinkel und Wolfsschluchten des hussitischen Böhmens oder des dem Triglav geweihten Kassubenlandes, lieber noch als die Kreideklippen der Rügenschon Küste, vom Stechpalmlaub immergrün, wo einst auf Arkona das hehre Bild Swantewits gestanden, blieb jederzeit dieser Spreewald dem luftigen, von der Kirche geächteten Geistergesindel.

Schauen wir uns dasselbe wenigstens in einigen seiner Gliederungen an.

Das Wasser herrscht vor im Spreewalde. Es umrieselt allerorten die bebaute wie die wild umbuschte Scholle und quillt aus dem nassen Boden.

Die schmalen Spreefliesse kreuzen sich tausendfach, ziehen ihre Strudel und unterwühlen tief ausgehöhlte Ufer. Dem Menschen spenden sie eine Ueberfülle an Fischen und Krebsen; sie treiben seine Mühlen und wässern seine Gärten. Aber wenn er auch hinabtaucht in ihre Schlünde, wenn er selbst mit der Hand die schuppige Beute zu erhaschen weiss, athmen kann er doch nicht in dem feuchten, auf die Länge ihm feindseligen Element; das kann nur der Nix, der Dämon des Wassers, der unter dem blinkenden Spiegel seine Wohnungen, seine Paläste hat.

Die Meerfrauen und Rheintöchter des germanischen Heidenthums sind gesellige Wesen, der wendische Nix dagegen ist ein Freund der Einsamkeit. Sein Leib ist weiss und schön, obwohl die meisten ihn nur bekleidet gesehen haben, meist in Grün, wie die Zaba, der Wasserfrosch oder grüne Jäger, stets mit ihm in enger Verbindung gedacht, trotzdem einige meinen, der Nix trage lauter bunte Lämpchen, die er gelegentlich flickt, als Anzug. Es hat dem Nix immer von den Kleidern getropft und die Berührung seiner Hand ist feucht und elektrisch, stets aber kalt gewesen. Im Wasser sind die Nixe, wie Enten und Lietzen, trocken, nur die Nähte ihres Zeuges beständig nass; sie waren wie Kinder von sechs Jahren und konnten sich verwandeln. Aus dem Wasser langten sie heraus, fassten nach den Rudeln oder hingen sich ans Steuer. Nixe halten sich da auf, wo es besonders tief ist und wo ein Nix haust, giebt es weder Fische noch Krebse. Man warnt die Kinder vor ihnen und giebt nicht gern zu, dass sie allzu dicht am Ufer spielen oder allein im Kahn fahren. Die meisten Ertrunkenen wurden vom Nix unter die Flut gezogen. Vor Johanni ist er am mächtigsten, deshalb soll man vor diesem Zeitpunkt nicht baden. Am Johannistage ist er besonders gefährlich.

Zwischen Nixen und Menschen herrscht alte Feindschaft, die indes wie alle Extreme, oft genug ins Gegenteil umschlägt, d. h. zur Liebe wird, welche jedoch fast ausnahmslos schlimm endigt. Der männliche Nix kommt gern in die Spinnstuben und zu Tanze; aber draussen in der Wildnis hat er die üble Gewohnheit, dem vom Weibe Geborenen an die Gurgel zu springen und ihn mit seinen spitzen Hechtzähnen abzuwürgen. Wenn flotte junge Burschen ihren Nixenbräuten unter das Wasser folgten, wohin sich allemal ein trockener Steg zu öffnen pflegte, schwebten sie beständig in Gefahr von ihrem Menschenfleisch witternden Quasi-Schwiegervätern, in adamtischer Entblössung auf dem Lager hingestreckt, zwar schön befunden, schliesslich aber erdrosselt zu werden.

Verhältnisse der Nixe zu liebenswürdigen jungen Dirnen dauerten in der Regel länger, ja sie führten sogar bisweilen Kindersegen mit sich. Aber auch in diesen Fällen bewies sich der spukhafte Herr Gemahl stets als ein enragirter Christenfeind. Er gab zwar hin und wieder dem Verlangen seiner Liebsten nach der Oberwelt nach, erlaubte ihr selbst ausnahmsweis den Kirchgang, aber den Segen des Priesters abzuwarten, war der Nixenfrau verboten.kehrte sie sich, voll religiöser Inbrunst, hieran nicht, so konnte es geschehen, dass sie oder ihr Kind, mitunter beide, beim Heraustreten aus der Kirche, von dem erzürnten Wassergeist in Stücke gerissen wurden.

Fast in jeder Wassermühle hauste ein Nix. Früher konnte man

abends, nach Sonnenuntergang, in den Mühlen nicht mehr mahlen, ohne dass etwas am Räderwerk entzwei ging. Dem zu entgehen, war es nötig, dem Nix zu opfern. Schwarze Thiere mussten das sein: Katzen, Hühner, Tauben, Enten: zuweilen verstieg man sich sogar bis zu Ferkeln und Kälbern; auch warf man ganze Brotröste in den Mühlgraben, weil sonst jemand gestorben wäre. Manche sagen: es durfte nur etwas Lebendiges sein. Die Mühlräder pfeifen, wenn die Nixe hungrig waren und etwas haben wollten. Das hörte sich schaurig an.

Die bekannte Buschmühle, die grosse Burgsche, die Kschischokamühle bei Müschen und die alte Lübbener Stadtmühle waren Lieblingswohnungen von Nixen. Als vor fünfzig Jahren die Buschmühle umgebaut wurde, brannte man vier Wochen lang, von gleich nach Sonnenuntergang die ganze Nacht durch bis zum Sonnenaufgang, grosse Holzfeuer, damit der Nix keine Stätte mehr dort haben sollte.

Sehr hübsch ist eine Nixengeschichte, in welcher der Müller als der Ueberlegene, der Wassergeist als der geprellte arme Teufel erscheint. In der Burgschen Dorfmühle war ein Nix, der kam immer um die zwölfte Stunde und kochte sich Fische. In der Mühle befand sich ein Gasthof, wo einmal zufällig ein Mann mit Bären einkehrte. Wiederum zu nächtllicher Stunde begann der Nix seine Abendmahlzeit zu rüsten; da kam einer der fessellos gebliebenen, hungrigen Bären, um sich Fisch aus dem Kessel zu holen. Vom Nix auf die Pfoten geschlagen, gab es sofort einen Ringkampf zwischen beiden. Alles wurde dabei durcheinander geworfen, das Feuer verlöscht und der Kessel umgestürzt. In nächster Nacht klopfte der Nix dreimal an und frug: Meister Müller, ist die grosse braune Katze noch zu Haus? Ja, lautete die Antwort, sie liegt in der Bodenkammer und hat sechs Junge bekommen. Hierauf räumte der Nix das Quartier, denn in solcher Gesellschaft zu leben, verging ihm die Lust.

Häufig plumpst es im Wasser und der Kahn, wie fest gebannt, kann nicht von der Stelle — ja man fährt von der Schummerstunde bis Mitternacht und findet sich zuletzt wieder an derselben Stelle ohne vorwärts gekommen zu sein; oder es hängt sich centnerschwer ans Steuer. Auch als kleinen Jungen hat man den Nix schon gesehen. Mitleidige Menschen nahmen ihn, weil er verirrt und hilflos schien, zu sich in die Stube. Man erkannte ihn dann daran, dass er das ihm vorgesetzte Essen nicht in den Mund steckte, sondern vorn am Halse unter den Rock schüttete. Beim Angeln oder sonstigen Fischen spielt der Nix nicht selten den Störenfried und dann begegnet es ihm wohl mit der Plumpawa (Fischerstange) über den Kopf gehauen zu werden und dergestalt den Kürzeren zu ziehen.

Endlos sind die Geschichten, die von den Wassernixen erzählt werden. Einstmals erscheint ein solcher in dem elegischen Lichte eines wider Willen Vertriebenen und Abziehenden. Da sitzt er im grünen Jäckchen bei Lapanks Banks, dem hohen Holzstege über einem Spreearm, flickt was er zu flicken hatte, seine paar Lumpen und singt dabei:

Tu lapku na tu zerku.
(Läppchen aufs Löchchen.)

Da fragten die Leute: Was geht denn vor? Wo willst du hin, dass du dein Zeug flickst? Und der Nix antwortete nach seinem ärmlichen Versuch in lyrischer Poesie: Unsere Leute gehen morgen alle fort und ich muss mit. Sollte man nach all diesem dies Männchen nicht im Verdacht haben, eigentlich eher ein Ludk gewesen zu sein, zu dessen Treiben das Seinige besser gestimmt haben würde? Aber nicht nur die Erdmännchen, auch die Nixe scheinen wirklich abgezogen, denn man hört jetzt wenig mehr von ihnen. Nur wenn ein Mensch ertrinkt, taucht der Gedanke an den unheimlichen Wassermann regelmässig wieder auf.

Im übrigen sei darauf aufmerksam gemacht, dass unsere Berliner Civilisation da wo sie an das Nixenreich grenzt, in den Badeanstalten, etwas von dem alten Herrn der Gewässer überkommen zu haben scheint: das von seinem Kostüm unzertrennliche rote Käppchen. Dieses lebt, leicht erkennbar fort in der roten Badekappe, die allein der dreiviertel Stunden im Wasser aushaltende Fahrtenschwimmer zu tragen berechtigt ist. Bleibt dieselbe hier nicht das Symbol nixenhafter Ausdauer und Beweglichkeit in einem dem gewöhnlichen Sterblichen fremden Element?

Vielleicht darf ich auch noch erwähnen, dass meine Grosstante Lottchen, die mit Leidenschaft der Jagd in den Zossener und Baruther Wäldern oblag, wenn nicht den allerletzten, so doch gewiss einen der letzten Nixe leibhaftig mit eigenen Augen gesehen hat. Rotkäppig sass er auf grasigem Waldwege, der am Jühnsdorfer See im Zossener Lande endet. Plötzlich aufspringend stürzte er sich ins Wasser und verschwand darin. Ich kenne Vogelkundige, die da glauben, dass die rotgehäubte Baumente (*Mergus Merganser*) zuweilen den Nix gespielt habe. Tante Lottchen indes hätte ihr waidmännisches Auge so plump nicht täuschen lassen. Uns ziemt es bei gegenwärtiger Betrachtung nicht allzu skeptisch zu sein.

Wasserjungfern und Wasserfrauen spielen, neben dem Nix, nur eine untergeordnete Rolle in der wendischen Dämonologie, wenn sie überhaupt als von den weiblichen Nixen spezifisch verschieden angesehen werden dürfen. Ihr Singen am Ufer giebt ihnen etwas Loreleihaftes, das man vergeblich versucht hat, einer anderen Figur des lokalen Mythos anzudichten. Aber auch sie sind Wesen sehr unheimlicher Natur und dabei nicht einmal, nach Weise der Sirenen, durch besonders verführerische Reize ausgezeichnet; es ertrinken nämlich beständig Leute wenn und wo sie sich zeigen. Eine derselben hat an der Stradower-Brücke eine blutrote Hand hingehalten; eine andere kämmte mittags und abends ihr langes Haar und liess keinen Fischer nach Sonnenuntergang mehr vorbei. Sie hiess: Die Frau die immer dasass.

Schon Heinrich Heine hat uns in seinen „Elementargeistern“ darüber aufgeklärt, dass die feurigen Männer, welche nachts umgehen, keine eigentlichen Geister, sondern Gespenster von Verstorbenen, tote Wucherer, unbarmherzige Amtmänner oder sonstige Bösewichter gewesen sind, vor allem solche die einen Grenzstein verrückt hatten. Bei den Wenden gesellen sich zu diesen noch gespenstige Kälber, Hunde und Schweine von sehr zweifelhaftem Charakter. Wehrwölfe spielen keine grosse Rolle und obwohl ich fest überzeugt bin, dass die Sage von den Wilkorasen zu Müschen, jenen fürchterlichen reissenden Tieren, die nachts unter die Fenster kamen und, menschen-

gleich, auf den Fingern ihrer Tatzen piffen, um ihre Opfer herauszulocken, auf Lykanthropie zu beziehen sei, so finden sich doch sonst im Spreewalde nur vereinzelte Hinweise auf diese angebliche grauenvolle Verirrung des Menschen.

Noch viel verblasster erscheint unter den Wenden, im Spreewalde so gut wie gar nicht, der sonst durchaus nicht allein südslavische Vrukolak, der Vampyr, den die Deutschredenden den Nachholer nennen.

Äusserst häufig dagegen sind die Aufhocker. Sie hängen sich an Schultern und Dreschflegel, werden immer schwerer und schwerer und verlassen den nachts Heimwandernden und durch sie Geängstigten erst wenn er, schweissgebadet, unter der Last zusammenbricht. Gewöhnlich unsichtbar erscheinen sie mitunter auch in Hundsgestalt. Man braucht nicht an die Mühlentliesse oberhalb Lübben und Lübbenau zu wandern, um ihnen zu begegnen. Ich kann in wenig mehr als meilenweiter Entfernung von Berlin, im Spandower Forst unweit der Papenberge, an ziemlich besuchter Landstrasse eine Stelle bezeichnen, wo noch vor kurzem den Passanten ein solcher Unhold auf den Rücken zu springen pflegte. Es ist nur ein Unglück dass, wenn man selber die Probe machen will, es immer heisst: Das war erst vor ganz kurzer Zeit so — in der Gegenwart trifft man's seltener. Fast glaube ich, dass Elementargeister uns aufgeklärten Leuten nicht oft die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft gönnen wollen.

Wir wenden uns jetzt zu den eigentlichen Feuergeistern, deren es zweierlei Hauptspezies giebt: Irrlichter und den Plon.

Erstere führen im Wendischen den Namen Bud oder Blutnik. Wenn mir jemand mit Bestimmtheit sagen könnte, ob die strenge Wissenschaft, in der ich ein Laie bin, die Existenz von Irrlichtern als thatsächlich annimmt oder nicht, würde ich ihm dankbar verbunden sein. Man hört wenig von diesem Thema sprechen und doch wäre gerade hier eine natürliche, dem Übersinnlichen entrückte Erklärung am ehesten als leicht möglich vorauszusetzen.

Eine Entwicklung von Leuchtgasen aus stehenden Gewässern erscheint so wenig ungläubhaft und verbindet sich mit so ausgesprochener Volksüberzeugung der verschiedensten Örtlichkeiten und Länder, dass es schwer hält, den Glauben an soetwas ganz aufzugeben. Indess auch hier die alte fatale Geschichte: man kommt immer zu spät. Sie waren früher so häufig, jetzt bleiben sie aus und es spricht nicht zu ihren Gunsten, dass sie uns an Stellen im Stich lassen, die den Charakter des Ursumpfs am treuesten bewahrt haben. Ich selbst habe ausserordentlich viel im Freien gelebt, muss aber bekennen ebensowenig je ein Irrlicht erblickt zu haben (denn Leuchten, welche es zu sein schienen, offenbarten sich zuletzt immer als Fuhrmannslaternen) wie Herr von Schulenburg, der ihrethalben nachts stundenlang an verrufener Stätte auf dem Anstand zugebracht hat; oder wie Ludwig Steub, der berühmte Tyroler Alpenwanderer. Letzterer erzählt, allerdings nur von Hörensagen, von einem Oberförster auf dem Donaumoose unweit München, welcher bei sich Gesellschaft auf Irrlichter, zur Zeit wo sie besonders häufig, und auf gutes Getränk einzuladen gewohnt war. Ich kenne aus dem Kreise der Berliner Naturforscher nur einen, welcher sich rühmen darf, im Luch des Havellandes bei Nauen einmal ein seiner Ansicht nach unläugbares

Irrlicht wahrgenommen zu haben. Vielleicht trug er Doppelstahl in der Tasche, was sehr gut sein soll, aber er hat überdies Augen im Kopfe, die so scharf und köstlich, zwar Vögel in erster Linie, doch diese nicht allein, zu sehen vermögen, dass sein Zeugnis zwanzig andere *contra* Irrlichter aufzuwiegen vermag.

Sei dem nun wie ihm wolle, im Spreewalde waren die Buds einst über die Maassen gemein; es scheint fast als hätten sie die Gaserleuchtung ersetzt. Vorzugsweis brannten sie in dunklen, nebligen Novembarnächten bis Weihnachten, vor dem Eintreten des Winterfrostes.

Der Bud ist wie ein Mensch, hat keinen Kopf und das Licht scheint ihm aus der Brust. Oft ist er einbeinig, hält einen Arm ausgestreckt und in der Hand die Leuchte. Viele Irrlichter gehen wie ganz kleine Kinder im Hemdchen, ihr Händchen trägt dann die Flamme.

Während die meisten dieser Phänomene, ihrem volkstümlichen Namen gemäss, Neigung zeigen den Menschen vom rechten Wege abzulenken, giebt es unter ihnen auch hülfreiche, die selbst den, der in verzeihlicher Schwachheit das Trunkenboldgesetz ein wenig übertreten hat, gern nach Haus leuchten. Sie sind weder zu stolz, noch zu uneigennützig, um für diesen Liebesdienst ein kleines Douceur auszuschlagen, letzteres meist bescheidenlich in einem Dreier bestehend, der ihnen, um sich nicht zu verbrennen, auf einem Schippchen gereicht wird. Wehe aber dem, der sie zu prellen versucht. Dann wirtschaftet der Bud, als in seinen innersten Gefühlen gekränkter Nachtwächter, vor dem Hause. Er lärmt an allen Ecken und Enden, man hört Wiehern und Blöken entlaufener Fohlen und Kälber. In Sumpf und Moor wird man verlockt bis zum anbrechenden Morgen. Glücklich noch wer darin nicht versinkt und umkommt. Auch gegen Schimpfreden ist das Irrlicht nicht weniger empfindlich als dies die Eulen des Spreewalds sind, die einmal einem Fischer, welcher sie gröblich insultiert hatte, so hart und so massenhaft zusetzten, dass er seinen Kahn umkehren und unter demselben Schutz vor den erzürnten Nachtvögeln suchen musste.

Merkwürdig ist eine Spielart, der unsichtbare oder blinde Bud. Wenn es noch hell ist gegen Abend und dann ganz plötzlich dunkel wird, läuft unsichtbar der kleine Feuerkobold vor dem Wanderer her; mag der Vexierte noch so wegekundig sein, er wird doch irreführt. Geblendet geht er beim eigenen Hause vorbei und dreht sich vielmals im Kreise herum bis er vor Angst und Müdigkeit niedersinkt in anscheinend unbekannter Gegend, um sich am Morgen dicht vor seiner Hausthür zu befinden.

Ich gestehe, die jetzige phänomenale Seltenheit der Irrlichter im Spreewald ist ein Umstand, der allein mich beim Durchblättern ihrer Personalakten um ihre Daseinsberechtigung ein wenig besorgt machen könnte.

Der Plon ist der feurige Drache, der Geld oder Geldeswert bringt. Bei der Plonbank ruht er immer auf einer alten Erle; auf einem Aste derselben sind deutlich die Spuren seiner Krallen zu sehen. Wer ihn besitzt, der füttert ihn in einem heimlichen Winkel des Hauses in einer Tonne auf dem Boden oder im Keller, sorgsam mit Milchhirse, Syrup und anderen Leckereien, denn er kratzt derb wenn er nicht gut zu essen bekommt. Bisweilen begiebt er sich freiwillig unter ein Dach, meist aber holt man ihn

sich durch einen Bund mit dem Bösen. Manche sagen auch er sei der Satan selbst und reden deshalb nicht gern laut von ihm. Verlassene Kreuzwege sind der beste Ort, ihn aufzusuchen. Will man sich seiner entledigen, so darf dies nur für einen billigeren Preis geschehen als er erworben wurde. Der Drache hat seinen Wohnsitz auch auf alten Feldbirnbäumen (Ploniza), die aus der Heidenzeit her einen Rest abergläubischer Verehrung geniessen. Es giebt Plons, die Geld, andere die Korn bringen. Erstere haben einen roten, letztere einen blauen Schweif. Das von diesen gebrachte Getreide sollen aber, weil es angebrannt, allein nur die Schweine fressen.

Der Plon wird beschrieben als eine helle Feuerkugel, die den langen Schweif nachschleppend, durch die Luft fliegt. Leicht erkennt man in ihm die Personifizierung der feurigen Lufterscheinung von Meteoren. Er verkörpert in sich und symbolisiert gleicherweise die Ursache des Reichwerdens aus unbekanntem Grunde und nicht minder die tiefste Heimlichkeit des häuslichen Herdes, in die Unberufene, wie Dienstmädchen, sich selbst zum Schreck und Grausen, nur zu gern vorwitzig hineinspähen.

Der Plon heisst beim Landvolk der Berliner Umgegend „Draak“ und der Glaube an sein Dasein gehört zu dem am wenigsten erschütterten. Warum fallen denn die Feuerkugeln in dieses oder jenes Haus ohne zu zünden? Warum hat denn der oder jener immer Geld in der Tasche, ohne dass man weiss woher? So lauten vielfach die Raisonsnements, wenn dies Thema berührt wird. Ich könnte ein Dorf, nur zwei Meilen von Berlin entfernt, nennen, in dem mir erst kürzlich ein Paar Hofbesitzer namhaft gemacht wurden — beide unzweifelhaft mit einen Draak gesegnet oder belastet.

Allerdings werden jetzt auch allerhand unheimliche Kriegsgerüchte und Nachreden von, wenn nicht verbrecherischen, so doch unehrenhaften Dingen, die sich im Felde ereignet haben sollen, zu analogem Behuf ausgebeutet.

Zu den Luftgeistern gehören die Elfen, den Kelten, nicht den Slaven zugehörig, wie denn auch die Feen den letzteren ursprünglich fremd gewesen sind. Zwar haben die Wila's der Südslaven notorisch durch ihre bacchantische Tanzlust manche Ähnlichkeit mit Elfen, allein es bleibt immer ein himmelweiter nationaler Unterschied zwischen allerdings eng verwandten Gestalten. Ich hörte einmal zu Schiff auf der Adria von einem morlakischen Matrosen sich über den Dalmatiner Küsten auftürmende Wolkengebilde *i castelli delle Vile* nennen. Bei den Wenden kennt man absolut nichts als ein Kraut *Wilowa zele*, das goldgelb blühend zum Ginstergeschlecht gehört und einen etwas absonderlichen Vogel, den Wendehals, *Wilowa glowa*; Wila's selbst kennen die Unsrigen zur Stunde nicht mehr. Diese Gattung reicht nicht so weit nordwestlich; ebensowenig wie die Russalka und der echte Vrukolak.

Statt ihrer hat man fühlbarere Luftgeister, so zumal den Wichar, d. h. den Wirbelwind, welchen auch unser deutsches Landvolk in der Mark ganz besonders fürchtet. Ich habe einmal am Tegeler See sagen hören; als ein gewaltiger Sturm vorüber war ohne Bäume zu entwurzeln oder Dächer zu beschädigen: es müsse, trotz seiner Wucht, doch wohl kein richtiger Wirbelwind gewesen sein.

Aber für den Wenden von altem Schrot und Korn, für den Wenden wie Kito Pank einer war, ist der Wichar ein unsichtbarer Geist. Der Schreck vor ihm ist schon schlimm. Deshalb soll man von ihm abgerissene Zacken auflesen und damit räuchern, überhaupt mit allem was ein solcher Wind fortträgt: Getreide, Heu u. dgl. Auch dieses zu kochen und sich damit zu waschen, ist gut für den Schreck, wie denn dem gleichen Zweck auch gewisse Kräuter allgemein dienen. Der Wichar kann Menschen mit sich durch die Luft führen, auch sie durch sein blosses Anblasen zeit lebens krumm und lahm machen. Man soll nicht im Kahn stehen bleiben, wenn er weht — der Wende rudert nicht sitzend, sondern stehend wie der Venetianer — sondern sich platt auf den Boden desselben niederwerfen, dann thut er nichts zu Leide. Wer durch einen hohlen Hemdsärmel nach ihm blickt, kann ihn leibhaftig erschauen, gewöhnlich als grossen grauen Kater. Man muss sich sehr hüten nach dem Wichar mit Stangen zu schlagen oder mit Messern zu werfen, wenn er Unheil anrichtet. Zu einem, der letzteres gethan, kam später mal ein graues Männlein, zeigte ihm die Narbe einer Stirnwunde und warnte ihn, bei Gefahr seines Lebens, solches nicht wieder zu thun.

Erinnert das nicht fast an jene Gnomenerscheinung auf dem schönsten Wasserbecken der Berliner Gemarkung, dem Tegeler See, von der mir erst ganz neuerdings Kunde ward. Fremde Menschen waren gekommen, die Wassertiefe mit Senkblei und Leine zu messen. Da erhob sich urplötzlich ein Wirbelwind; ein graues Männlein erschien und rief unter Todesandrogung:

Wollt ihr unse Welt meten,
Sollt ihr eure Welt bald vergeten.

Wie gut haben doch manche ursprünglich slavische Dämonen plattdeutsch reden gelernt!

Nočny Jagar und *Nočny Forman* sind gleichfalls atmosphärische Phantasiegebilde. Ersterer, unserem Nachtjäger buchstäblich entsprechend, ist dies in ausgeprägteste Weise. Man hat zu seiner Erklärung den Uhu und die hochfliegenden Wildgänse herangezogen, ohne der Erscheinung dadurch viel näher gekommen zu sein. Der Nachtjäger gleicht in seiner wendischen Inkarnation der bekannten germanischen Mythenfigur so sehr, dass ich nicht widerstreben würde, in ihm nur einen die Lüfte durchtummelnden *ci-devant* Wodan zu erkennen.

Origineller ist der Nachtfuhrmann, dessen Gefährt man, ungewiss ob unten oder oben, durch die Wälder rumpeln hört. Es gehört etwas diagnostischer Takt dazu, ihn deutlich vom Nachtjäger zu unterscheiden, doch ist das von ihm herrührende Geräusch ein ganz anderes; auch wirft er niemals Hirsch- oder Pferdekeulen durch die Fenster; hingegen hat er oft schon Frauen, die vom Markte kommend, vor ihm davon liefen, durch den Verlust ihrer Töpfe, die ihnen dabei aus der Kiepe fielen, arg geschädigt. Im Grunde weiss man wenig von ihm, aber er interessiert dadurch, dass er dicht vor Berlins Thoren den Grunewald durchspukt. Er hat durchaus nicht den Ruf jemand etwas zu Leide zu thun, wenn er schwarz verhüllt in seinem gespenstigen, von zwei Rappen gezogenen Wagen, etwa beim Spandower

Bock oder gar auf dem Kurfürstendam einhergerasselt kommt. Auch das Prusten seiner Pferde braucht nicht gerade Bangigkeit zu verursachen.

Die Erdmännchen der Wenden nehmen unter den Elementargeistern einen vorzugsweis bedeutsamen Rang ein. Sie unterscheiden sich trotz vieler gemeinsamer Züge sehr wesentlich von den Wichtelmännchen der Deutschen und zwar zu ihrem Vorteil. Es wohnt ihnen nämlich eine weit grössere Harmlosigkeit inne, die sich durch eine Menge der anmutigsten Geschichten bekundet. Ein schöner Zug der Duldsamkeit des wendischen Menschen gegen eine fremde und schwächere Rasse geht durch alle diese Erzählungen in welchen die kleinen Leute uns in einer Plastizität der Auffassung entgegen-treten, die trotz des Fehlens aller positiven anthropologischen Nachweise den Ursprung dieses Mythos fast mehr auf ein Nebeneinanderwohnen zweier sehr ungleicher Nationalitäten als auf den Hang zum Übersinnlichen hinzu-leiten scheinen. Diese Wendenzwerge heissen Lutki, Leutchen. Sie waren weder kunstreiche Schmiede noch Schätzesammler, am allerwenigsten aber böswillige Nachbarn. In der Erinnerung sind sie dem Volke so sympathisch geblieben, dass Ausgrabungen ihrer Zwergelöcher und Sammeln ihnen zu-geschriebener Gefässe und Geräte einer Profanation gleich angesehen und daher ungern zugelassen werden. Vom Licht der Vorzeit dämmernd um-flossen, zeigen sich die Lutkis als ein verschüchterter und hinschwindender Stamm, in dem alle Vorzüge einer primitiven Kulturstufe sich geltend machen. Sie erscheinen wie ein absteigendes Glied in der Kette menschlicher Ent-wicklung, die von den selbst in finsterner Feudalzeit verachteten und ge-knechteten Wenden eine Staffel tiefer in die Erniedrigung hinabführt. Aber sie bleiben trotzdem gut und freundlich, wenn auch mit überirdischen ge-heimen Kräften begabt. Keine Kinder werden durch sie böswillig aus-gewechselt. Felddiebstahl oder das Nichtwiedergeben geliehener Sachen ist die schwerste Beschuldigung, die gegen sie laut wird.

Die Lutchen — Jakob Grimm nennt sie komischer Weise Lottchen — waren die ersten hier, die Eingeborenen vor diesem — vor uns; sie haben zuerst dies Land bewohnt. Wie die Menschen kamen und sich mehr und mehr ausbreiteten, verschwanden sie. Sie waren vor — zugleich mit und doch auch noch nach dem wendischen König, dieser Personifizierung hohen Altertums. Sie waren keine Christenleute, sondern Heiden. Zur Zeit der ganz Alten sollen sie noch gelebt haben. Urgrossvater, ja sogar Grossmutter haben sie noch gesehen.

Von den Menschen borgten sie Butterfässer und anderes Geräte, wofür sie als Gegengabe Kuchen und eigengebackenes Brot zurückbrachten. Selbst von dem geradebrechten Wendisch das sie gestammelt haben sollen, sind Proben überliefert worden.

Es ist im Grunde wenig Dämonisches, dagegen viel rein Menschliches an diesen Traditionen. Wenn der Nix, der sich der einfachen Technik eines selbst auf nicht allzuhoher Kulturstufe stehenden Völkchens anbequemt beim Klappern der Mühlenräder sich wohl fühlt, zeigen die Lutchen dagegen eine weit grössere und mehr sensitive Reizbarkeit den Einflüssen einer ihnen verhassten Civilisation gegenüber. Stets halten sie sich abseits. Die Glocken haben sie vertrieben, gleichwie einige ihrer deutschen Vettern

dem Pöchen der Eisenhämmer wichen. Sie sollen die Glocken Brumbaki genannt und gesagt haben:

Die Brumbaki kommen in die Welt;

Jetzt müssen wir aus der Welt.

Tausend Dinge wären von ihnen noch zu erzählen.

Wenn man sie, heimlich angeschlichen kommend, bei Grossvater und Grossmana zur Schummerstunde rotjackig, mit bammelnden Beinchen auf der Ofenbank sitzen sieht, gleichen sie da, ganz schlicht und einfach, nicht einer Verkörperung der alten guten Zeit selbst, nach der Sehnsucht und Bedauern nie erlöschen wollen?

Als ich an einem nebeligen Novembertage unter der grossen Eiche bei Straupitz stand, die den Namen der Lutkieiche führt, unter der die letzten dieser mysteriösen Leutchen ihren Gottesdienst gefeiert haben sollen, gewahrte ich am Stamm, in nicht sehr grosser Höhe, Spur und Narbe eines abgebrochenen starken Astes. Es ist das bei Bäumen etwas sehr Gewöhnliches, aber ich gestehe, es erinnerte mich hier unwillkürlich an jene rührende Geschichte von dem vermöge menschlicher Bosheit durchsägten Ahornast auf welchem das kleine Volk im Schweizer Lande zu kauern pflegte, ehe es der Heimat für immer Valet sagte, nachdem es hinterlistig betrogen, vom Baumast herabgestürzt war. Melancholisches Abbild jener grossen polabischen Nation, der unter den Härten und Schonungslosigkeiten, unter dem blutheischenden Glaubensfanatismus fremder Invasion, nach dreihundertjährigem ruhmvollen Widerstand der Lebensast abgesägt werden sollte.

Der Spreewald hat kein weites Blachfeld, nur Wald, Wiese und gartenbeetartige Äcker. Aber draussen, rings umher dehnen sich zwischen den Brüchen und Kienheiden endlose Feldfluren, auf denen schon in der Urzeit des Westslavenvolks die goldene Halmfrucht meilenweit wogte. Diese Feldflur ist die Heimat der Pschesponiza oder Mittagsfrau.

Es entspricht dieser Feldspuk der Roggenmuhme der Niederdeutschen. Auch sie ist ein dem Menschen feindlicher Dämon, wenn auch andererseits wieder etwas von dem Charakter eines Schutzgeistes des Ackerbaues ihr anhaftet.

Zweierlei fällt bei ihrer Betrachtung ins Auge. Die Mittagszeit hat ein ihr eigentümliches Grauen. Sie ist die Stunde wo der grosse Pan schläft. Wer aber auf das Feld geht, kehrt nicht immer wieder. Kinder verirren sich bisweilen und verschwinden spurlos im Halmenwalde; Erwachsenen kann die Mittagsgluth durch den gefürchteten Sonnenstich leicht den Tod bringen. Zwischen diesen Polen bewegt sich der Begriff der Pschesponiza.

Als weiss gekleidete Gestalt, das Haupt mit einem Schleier unwunden, und eine Sichel am Gürtel, schreitet sie über das menschenleere, ihr zu dieser Tageszeit wie einer zweiten Ceres allein gehörige Feld. Die Mittagsstunde, die als Esszeit bei den Wenden so früh anhebt, wie in der grossen Welt noch in den Tagen der fabulirenden Königin Margarethe von Navarra, zwischen 11 und 12 Uhr nämlich, ist die Periode ihrer ausschliesslichen Herrschaft. Dann flieht alles und verbirgt sich entweder unter Dächern oder im Gebüsch. Wen sie dennoch draussen antrifft, den quält und peinigt die Pschesponiza mit verfänglichen Fragen, die, wenn es eine Frau betrifft,

meist auf Bau und Zubereitung des Flachses Bezug haben. Den bei der Prüfung schlecht Bestehenden schneidet sie einfach mit der Sichel den Kopf ab. Wen der Sonnenstich befällt, der erleidet den Tod durch Gehirnentzündung.

Man erzählt, eine Frau habe sich einmal vorgenommen des Mittags auf dem Felde auszuharren und der Pshesponiza, wenn sie komme, Rede zu stehen. Beim Flachswieten hörte sie die Schritte der Mittagsfrau und das starknervige Weib stand nicht an, eine volle Stunde lang mit ihr über Flachs zu diskurrieren. Hoffen wir, dass jene klug genug war, davon nicht mehr wissen zu wollen als ihre gestrenge Examinatorin. Beim Schlag der zwölften Stunde war ihr Redefluss noch nicht versiegt. Da musste die Pshesponiza von solcher Redseligkeit überwunden, abziehen und kam niemals wieder.

Eine Verwandte der Pshesponiza ist die Serpolniza, über die wir indess schweigen, weil gewisse erotische Neigungen dieses jungen Leuten gefährlichen Waldgespenstes von der Feder H. Heine's gewiss glücklicher behandelt worden wären, als von der Schüchternheit der unsrigen in strenger denkender Zeit.

Eins der geheimnisvollsten und anziehendsten Wesen ist und wird immer die Bożawoss bleiben. Ihr Bild allein wäre hinreichend der Volkseele des Wendenstammes eine Zartheit des Gefühls und eine Innigkeit des Mitleids zu vindizieren, die uns mit der vollsten Sympathie erfüllen müssen. Die „Gottesklage“, denn das bedeutet jenes Wort, ist fast ganz Stimme. Sie ist Vorbote und Weissagerin des Unglücks, das sie im voraus beweint, wie Jeremias oder Kassandra. Man glaubt im Harz in ähnlicher Weise an eine ihr analoge Läpsch oder Weheklage. Wollten Leute sie anfassen, dann war sie verschwunden. Diese tieftragische Figur ist eine köstliche Perle des slavischen Mythos und durchaus eigenartig. Sie ist die Verkörperung höchster Barmherzigkeit, eine Stimme der Natur, die mit dem Menschen klagt und weint.

Man sieht sie in Kindsgestalt, aber mit langem weissen Haar, unter dem Haselstrauch oder Hollunderbaum vor dem Hause sitzen.

Wohl dürfen wir uns vorstellen, dass die Bożawoss, jetzt nur bei kleinen Leuten über nahende Sterbefälle, über Brandunglück und die Folgen moralischer Fehltritte jammernd, in grauer Vorzeit einst auch die Wechselfälle staatlicher Kalamitäten bei Sorben und Wilzen vorhergesehen habe.

Mit ihr nehmen wir Abschied von der zur Anschauung gebrachten Reihe guter wie böser Dämonen unter den Wenden. Möchte uns alle diese Betrachtung mit Wohlwollen für einen Volkstamm erfüllt haben, der an ländlicher Grazie und heiter sprudelnder Phantasiefrische hinter keinem unseres Nordens zurücksteht, darin vielmehr andere übertrifft. Wo die Gestaltungen seiner Einbildungskraft düstere Färbung annehmen, da repräsentieren dieselben die Unerbittlichkeit von Naturgewalten oder den Druck politischer und sozialer Drangsale. Aber alles ist durchgöttert, in allem pulsiert ein warmes und gesundes Lebensblut. Die Götter sind verschollen, die Halbgötter blieben. Keine Erinnerung mehr an Swantewit oder Radegast, dafür aber die wimmelnde Schaar solchen Dämonengesindels.

Selbst ein Name, den wir als Synonym des Czernebog öfter im Munde führen und der uns auf der Höhe unserer Bildungsstufe mehr in traulich-humorvoller als ernst bedrohlicher Weise anspricht, der Name des „Deibels“ scheint dem wendischen *Dabol* nachgebildet zu sein. Bekanntlich lautet das Teufelsynonym im Plattdeutschen anders, Düwel.

Mit dem was wir brachten, sind die Dämonengestalten lange nicht erschöpft, nur die prägnantesten unter ihnen konnten hervorgehoben werden. Geben wir schliesslich von den noch übrigen, wenn auch nicht von ihrer Gesamtheit, wenigstens einige Namen.

Lang ist der Zug, der sich vor unseren Augen entrollt. Die Gestalten, welche ihn bilden, tragen wunderliche Gesichter. Sie hüllen sich nicht in Purpur oder Seide, denn, vergessen wir nicht, es war ein Bauernvolk, das ihre Formen meisselte und ihr Andenken wach erhält. Soviel Trubel zu entschuldigen, ihn aber nicht allzusehr zu mehren, machen wir uns das von Gregorovius zitierte alte Wort zu eigen: *Multum scribendum esset, quod omitto in calamo.*

An der Spitze des Zuges schreitet die Dziwiza, die Diana der Westslaven, die Wildgöttin, die Jägerin. Ihrer gedenkt man im Spreewalde nicht mehr. Vielleicht war sie eine zu aristokratische Erscheinung für den schlichten Ackersmann, vielleicht auch erinnerte sie allzusehr an die feudale Edeldame mit dem Falken auf dem Handschuh. Ländliche Phantome folgen ihr und versetzen uns mitten unter jene zahlreichen *Dii minorum gentium* der antiken Welt, die bei Griechen und Römern alle Alltäglichkeiten des Lebens im Rosenschimmer verklärten, während Numa diese kleinen Gottheiten als *numina terrestria* familienweis ordnete.

Die Gibanje, ein kleines mehlbestäubtes Weiblein hilft der Wirtin beim Backen und je nach ihrer Laune gerät der Kuchen gut oder schlecht. Der *Syry Zed* oder graue Mann symbolisiert den Reiffrost. Es schreiten ferner einher der *Serpel* oder *Serp*, die *Kunkawa*, der *Bubak*, weisse und schwarze Männer.

Die Namen laufen wirr und regellos durcheinander. Wie der grüne Jäger-Frosch mit dem Nix, berührt sich ein Vogel, der Wachtelkönig mit dem Schotengespenst. Die Unke, der Schlangenkönig, die Ploniza, lassen in ungewisser Grenzlinie Reptil und Baum mit Dämonischem sich zusammenfügen.

Die Murawa ist der Alp, der als Nachtgespenst sich dem Schläfer auf die Brust legt, das ein Kluger fangen und bannen kann.

Schirman und Schirawa sind zottige, graue Waldmensen, die sich am Feuer der Hütejungen Frösche und Kröten braten.

Lang bleibt noch immer die Reihe. Da erscheinen, wenn auch zum teil schon ausserhalb des Spreewalds, der Djas, der Kobod, die Marava, die Mirlata oder Mirlawa, von der niemand weiss wo sie wohnt, der also Schillers Mädchen aus der Fremde analog ist; die Smerkawa, in der Dämmerstunde mächtig, die Emotka oder Schlummergeöttin der Mädchen, der Herman, Einschläferer der Männer.

Da hören wir, nicht am wenigsten gruselig, das Hufklappern jener zuletzt von Herrn von Schulenburg entdeckten und erörterten Draben oder

Graben, lüsterner Centauren, welche junge Mädchen aus der Spinnstube rissen und wenn diese sich weigerten, ihnen zu Willen zu sein, damit drohten, Riemen aus ihrer Haut zu schneiden. Es waren dies so gefährliche Eindringlinge, dass zu dem Auskunftsmittel gegriffen werden musste, immer, anstatt eines schönen Kindes, ein altes Mütterchen dicht an den Ausgang der Stube zu setzen, um vor derartig kavalleristischen Attentaten sicherer zu sein.

Wollte ich Veckenstädt folgen, statt Schulenburg, so würde die Procession sich mehr noch verlängern. Ich unterlasse es aber aus Furcht, am Ende bei meinen Lesern und Leserinnen einen allbekannten, allerdings mehr Berliner als wendischen Dämon, den Sandmann nämlich, heraufzubeschwören.

Säugetiere der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

Vergl. d. Mtsbl. Bd. II. S. 112 flg.

(Fortsetzung)

21. **Der Hamster, *Cricetus frumentarius*.** Mitteilungen betreffend den Bericht in der „Brandenburgia“ No. 8, Nov. 1893, Seite 181.

Hamster kommen zahlreich in Gehren vor. Nach der Frage müssen Hamster nicht aus der Steppenzeit herrühren, sondern eingewandert sein, da entgegen dem Bericht Gehren viel Nadelholzwaldungen und vor allem Berge hat. (Niederlausitzer Grenzwall). Vgl. No. 8.

Luckau, 22. April 1894.

Lehrer Scharnweber.

22. **Märkische Edelhirsche.** Auf Befehl des Kaisers ist eine Anzahl lebender Hirsche aus den Forsten der Schorfhaide nach den königlichen Forsten in Ostpreussen geschafft worden zum Zwecke der Vermehrung des dortigen Wildstandes. Es ist dies nicht das erste Mal, dass man gerade aus der Mark lebendes Wild nach dem Osten geschickt hat. Der an der Ostgrenze Preussens gelegene Waldkomplex von fast 250 Quadratkilometern hat — nach dem vorhandenen Aktenmaterial, welches bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht — von jeher nur einen geringen Bestand von Rotwild gehaht. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nahm die Zahl noch durch Wilddiebereien, mit denen strenge Winter und fortwährendes Auftreten von Wölfen zusammenkamen, beständig ab, so dass im Jahre 1854 nur noch ein Bestand von 13 Stück Rotwild vorhanden gewesen sein soll. Da fasste der damalige Oberförster Reiff zu Nassawen, dessen Eifer für die Hebung und den Schutz des Wildes ihn dreizehn Jahre später den Tod durch meuchlerische Wilddiebshand finden liess, den Plan, der geringen Zahl von sechs Alttieren durch Zuführung frischen Blutes zu Hilfe zu kommen. Seinem unermüdlichen Eifer gelang es, hochgestellte Personen für seine Absichten zu gewinnen. Als königliches Geschenk kamen noch in dem genannten Jahre sechs Stück Mutterwild aus dem Potsdamer Wildpark in Ostpreussen an. Obgleich noch kurz vor dem